

Auf falschem Boden.

Roman von H. Courths-Wahler.

(10. Fortsetzung.)

Warum hatte er ihr das niemals gezeigt? Sie hatte geglaubt, er lebe wie ein Bruder neben ihr dahin, und so war auch ihr Gefühl für ihn unbesorgter als gewöhnlich geblieben. Hätte das denn nicht anders sein können, wenn er weniger verschlossen gewesen wäre?

Franz presste ihren Arm fest an sich. Komm, mein süßes Weib, schau nicht zurück! Vor uns liegt das Glück, flüsterte er ihr zu.

Sie stieg in den Wagen. Während sie mit ihrem Gatten zum Bahnhof fuhr, grübelte sie über Svends Blick nach.

Franz bedeckte ihr Gesicht mit glühenden Küssen, als er sich mit ihr allein sah. Sie schrat empor und wollte ihn abtrotzen. Da sagte er lachend: „Närdschen, zier Dich doch nicht mehr, jetzt bist Du meine Frau und ich kann Dich küssen, so viel ich will.“

Sie lag still und regungslos in seinen Armen und zwang sich, Svends Blick zu vergessen. Nur nicht mehr daran denken, überhaupt nicht mehr zurückblicken. Für sie gab es nur noch ein Vorwärts auf der Bahn, die sie eingeschlagen. Was plagte sie sich überhaupt mit dummen Grübeleien! Vor ihr lag ein neues Leben, dem sie schon Reiz abzugewinnen versuchen wollte. Neben ihr sah der Mann, dem ihr Herz einst im stürmischen Jubel entgegengeschlagen war. Was hinderte sie, glücklich zu sein und glücklich zu machen? Nichts als ein Wahngelbde ihrer erregten Sinne. Fort damit, auf daß dem Glück der Einzug nicht ganz gebehrt würde.

11. Kapitel.

Frau Emilie Bohned hatte ein großes Ernteschneefest veranstaltet, nachdem sie von der Hochzeit ihres Sohnes nach Hause zurückgekehrt war. Mit einer warmen Wonne legte sie jeden Winkel vom Boden bis zum Keller unter Wasser. Sie wollte ihrer Schwiegermutter gleich zu Anfang deutlich zeigen, was Ordnung heißt und wie man diese Tugend im Hause Bohned hochhielt.

In der ganzen Wohnung des jungen Paares zog es erbarungswürdig nach Seifenwasser und Fußbodenwisch. Es wäre aber ein verächtliches Bemühen gewesen, in diesen Räumen sowohl als im ganzen übrigen Hause eine einzige Spur von Unordnung, einen noch so winzigen Staubfleckchen zu erlauben. Da hätten alle Schwiegermütter der Welt probieren mit den Fingern umherfahren können auf den Wänden, sie hätten nichts entdeckt.

Trotzdem ließ Frau Emilie selbst noch einmal mit dem Staubtuch durch sämtliche Räume, kurz bevor man das junge Paar von der Hochzeitstafel, die nur auf vierzehn Tage bemessen war, zurückverabschiedete.

Mit einem Seufzer tiefer Befriedigung, erfüllt von unbegrenzter Hochachtung für die eigene wirtschaftliche Tüchtigkeit, zog sie endlich die Thür, die ihres Sohnes Wohnung abschloß, hinter sich zu und bezog sich in das Erdgeschloß des Hauses, wo sich die Küche befand. Dort gab sie den beiden Diensthöfen in ihrer kurzen, mütterlichen Art Verhaltungsmaßregeln und stieg dann wieder hinauf in ihr eigenes Wohnzimmer. Auf der Treppe hob sie mit spitzen Fingern ein Fädchen auf, das auf irgendwelche unbegriffene Art ihren scharfen Augen entgangen war. Gottlob, daß sie es noch entdeckt hatte! Man mußte doch der jungen Frau imponieren, damit sie gleich sah, daß hier eine solche Vortrefflichkeit wie bei ihr daheim unmöglich war. Sie mußte in Respekt gehalten werden, das war unbedingt notwendig.

Am liebsten hätte sie auch gleich die Ritzen ausgepackt, in denen Hellas Wäsche und alle die Sachen verpackt waren, womit diese ihr Heim zu schmücken gedachte. Aber die junge Frau hatte die Schlüssel dazu bei sich behalten. So hatte Frau Emilie diese Ritzen in ein kleines, leeres Zimmer legen lassen. Sobald aber ihre Schwiegermutter ankam, würde sie sich diese Schlüssel ausbitten, damit auch das übrige nach System und Regel in den Haushalt eingeschaltet wurde. Das stand ja fest bei Frau Emilie, die Ritzen des Hauswesens bleiben fest in ihrer Hand, es mußte alles nach ihrem Ermessen gehen, sonst könnte man etwas erleben. Bei dem Gedanken an das, was man da möglicherweise erleben konnte, flog der ordnungsliebenden Seele ein Schauer über den Rücken und den Rücken der Ritzen, die in Kriegsereitschaft, wenn sie sich ausmalte, daß Hella sich vielleicht nicht willens anzuordnen wollte.

Als sie ins Wohnzimmer trat, sah Bertha mit ihrer säkularen am Fensterplatz und sah erwartungsvoll die Straße hinab.

Erst Bohned war schon eine Stunde vor der Mittagspause aus

der Fabrik gekommen. Er war feierlich in einen schwarzen Rock gekleidet, den er bis obenhin zugetupft trug. Sein Gesicht drückte einige Ungeduld aus, als er, langsam auf und ab schreitend, nach der Uhr sah.

„Siehst Du den Wagen noch nicht, Bertha?“

„Nein, Vater.“

„Unbegreifliche Bummel! Sie müßten schon fünf Minuten hier sein.“

„Leg Deine Arbeit bei Seite, Bertha“, sagte die Mutter, „und gib die Weingläser heraus für den Mittagstisch. Und was ich sagen wollte — ich hoffe, Du weißt, wie Du Dich gegen Deine Schwägerin zu benehmen hast. Keine großen Vertraulichkeiten vorläufig. Es ist besser, Du hältst Dich etwas zurück. Helene hat etwas freie Manieren, die wir erst abgewöhnen müssen. Hast Du verstanden?“

„Ja, Mutter.“

„Gut — so tue, was ich Dir sage.“

Bertha ging hinaus, und ihre Mutter nahm den Beobachtungsposten am Fenster ein. Kaum sah sie dort, als sie am Ende der Straße einen Wagen auftauchen sah.

„Sie kommen, Ernst!“, rief sie ihrem Manne zu.

„Böhmisch ließ sich mit kalter Ruhe in einen Lehnstuhl sinken und legte die Hände zusammen.“

„Sollen wir ihnen nicht bis zur Haustür entgegengehen, Ernst?“

„Frage Frau Emilie etwas unsicher.“

„Unfinn! — Franz weiß, wo wir zu finden sind, und Helene's Hofart wollen wir nicht bestärken. Sie ist uns Ehrebedürftigkeit schuldig, nicht wir ihr. Wir müssen gleich zu Anfang richtig Stellung nehmen, damit sie sich nicht einbildet, daß sie uns auf der Nase herumtanzen kann, wie sie das bei ihrem Vater zu thun gewöhnt war.“

Frau Emilie setzte sich wieder nieder und legte erwartungsvoll die Hände in den Schooß. Daraus allein hätte Hella auf die Feiertaglichkeit des Augenblicks schließen können, wenn sie ihre Schwiegermutter besser gekannt hätte.

Draußen fuhr der Wagen vor. Die beiden rührten sich nicht von ihrem Platz. Draußen klang klingendes Lachen, es scholl fremd und ungewohnt durch das stille Haus. Wie auf Verabredung steifte sich bei diesem Klang die Raden des Ehepaares in strenger Abwehr gegen diesen unerlaubten Lärm.

Die Thür flog auf. Heiter und frisch wie ein sonniger Maientag schritt die junge Frau, gefolgt von ihrem Gatten, über die Schwelle.

„Griß Gott, Schwiegermama und Schwiegerpapa! Da sind wir beide — müde, hungrig und durstig, aber trotzdem heiter und guter Dinge“, sagte sie lächelnd.

Beim Anblick der beiden steif aufrechtstehenden Gestalten machte sie ein erkanntes Gesicht. Nachdem sie ihrer Schwiegermutter die Hand gereicht hatte, die diese ohne Wärme flüchtig ergriff und wieder fallen ließ, wandte sie sich Ernst Bohned zu.

„Gott segne Euren Eingang!“ sagte der salbungsvoll und reichte ihr ebenfalls herablassend die Hand.

Hella sah ihn betroffen an. „Sind Sie krank, Schwiegerpapa?“ fragte sie erkant.

Seine kalten Augen sahen sie scharf an. „Krank? Weshalb?“

men wurde ihr schwer. Ein beklemmender Druck schien auf dem ganzen Haupte zu liegen.

Als sie oben ihre Wohnung betreten hatten und die Thür sich hinter ihnen schloß, nahm Franz seine Frau lachend in die Arme und küßte sie. „So, Maus — der Empfang war glänzlich überhanden. Nun willkommen in Deinem neuen Heim!“

Sie schmeigte sich in seine Arme und sah ihm mit großen, ernsten Augen ins Gesicht. „Ach, danke Dir, daß Du wenigstens ein warmes Wort für mich hast. Deine Angehörigen schienen sich gegneigt zu haben, mir den Eintritt in ihr Haus gründlich zu verderben.“

„Ach, geh — sei nicht empfindlich, kümmer Dich nicht darum!“

„Das ist leichter verlangt als getan. Mir kommt das Benehmen Deiner Eltern direkt unfreundlich vor. Schon während ihres Besuchs in Berlin fiel mir das auf.“

„Er lachte verlegen. „Meist Du denn nicht? Meinen Eltern liegt eben die Elsa Kleefeld noch in den Gliedern.“

Sie bog den Kopf zurück, um ihm besser in die Augen sehen zu können. „Elsa Kleefeld? Wer ist denn das?“

„Närdschen, bist Du schwer von Begriffen! Elsa Kleefeld war mit von meinen Eltern zur Lebensgefährtin bestimmt worden, ehe ich mich mit Dir verlobte.“

Sie machte sich aus seinem Arm los und sah vor sich hin. „Du solltest also eine andere heirathen?“

„Stimmt. Hast Du denn das nicht längst an dem feindlichen Wind bemerkt? Du laßt meinen Eltern sehr unerwünscht als Schwiegermutter.“

„Also deshalb?“

„Ja, dämmert es nun endlich, Dummerchen? Die Einmütigkeit aus unserer Verbindung habe ich mir von meinen Eltern ertragen müssen. Kannst daraus ersehen, wie verschollen ich in Dich war. Die Elsa ist zwar nicht gerade eine Schönheit, aber dafür erbt sie eine runde Million. Die habe ich Dir zu Liebe schwimmen lassen.“

Hella presste die Lippen zusammen. Die Art und Ausdrucksweise ihres Mannes verletzte sie wie schon öfters in der kurzen Zeit ihres Beisammenseins. Seit sie verheiratet waren, gab sich Franz nicht mehr so viele Mühe, seine innersten Empfindungen zu verbergen. Die glatte, liebenswürdige Form, hinter der er seine angeborene Gefühlshartheit verbarg, bedeckte ihr zwar noch immer sein wahres Wesen, aber kleine Füge hatten sie schon oft genug erkannt und abgelesen.

„Warum hast Du mir nie vorher von dieser Elsa gesprochen, Franz?“ fragte sie vorwurfsvoll.

„Ach, geh, nun sei so gut und sey nicht gleich eine pflichte Miene auf. Wogu sollte ich Dir viel davon reden! Hätte ja gar keinen Zweck gehabt. Oder willst Du mir weismachen, daß Du mich losgelassen hättest, um der guten Elsa Platz zu machen?“

Sie presste die Hände zusammen. „Weismachen will ich Dir gewiß niemals etwas, Franz, das darfst Du nicht sagen.“

„Herrgott, nimm doch nicht jedes Wort gleich so tragisch! Das mußst Du Dir abgewöhnen. Sei lustig, lieblich, und langweile mich nicht mit Trauermienen. Die kleiden Dich nicht.“

„Und nun komm und sieh Dir erst einmal unser Heim an. Wirft Augen machen, wie blühblau! und sauber Mutter alles herbeirichtet hat — dafür kenne ich sie!“

Er führte sie stolz durch alle Zimmer. Hella sprach kein Wort, sie sah nur mit Scheiden in die geschmacklos eingerichteten Räume.

Franz hielt ihr Verstummen für sprachlose Bewunderung. Seine Mutter hatte sich aber auch geradezu selbst übertrieben. Als sie den Rundgang beendet hatten, fragte er mit fröhlichem Gesicht: „Nun, was sagst Du, Maus?“

„Ich ebenfalls, Franz. Aber Ordnungsliebe und Geschmacklosigkeit sind doch sehr verschiedene Dinge.“

„Ja, weißt Du, ich finde es weder behaglich, noch schön, wenn alles so wild durcheinander herumliegt und steht, wie bei Euch zu Hause. Trotzdem könntest Du meinethwegen thun, nach was Dich verlangt, aber daran ist Mutters wegen nicht zu denken. Sie hat sich so viel Mühe gegeben, uns die Wohnung einzurichten. Es wäre undantbar, wolltenst Du nur das geringste ändern.“

Hella sah sich hilflos um. „Deine Mutter wird sich aber doch nicht gegen mich fühlen können, wenn ich mit meine Wohnung, meiner Individualität entsprechend, anders einrichten will. Es ist ja sehr lieb von ihr, daß sie sich der Mühe unterzogen hat, aber schließlich soll doch ich darin wohnen und nicht Deine Mutter. Mir wäre es direkt eine Strafe, in dieser Umgebung zu leben, die so ungesund und geschmacklos wie nur möglich ist.“

Er wurde ärgerlich. „Geschmacklos und ungesund nur in Deinen Augen. Du hast so unklare, überschwengliche Ansichten von allem. Das mußst Du Dir abgewöhnen. Du hast in eine solche Kaufmannsfamilie hineingeheiratet und mußt Dich in unferer Umgebung zurechtfinden. Künstlerischen Kräfte darfst Du nicht in mein Vaterhaus verpflanzen. Sei nicht eigenfinnig und füge Dich in die geordnete Hausordnung, das kann ich von Dir verlangen.“

Hella legte langsam Hut und Handschuhe ab, ohne zu antworten. Sollte sie auch schon auf der kurzen Sojzeitreise Gelegenheit gehabt, den ungeläuterten Geschmack ihres Gatten, das Fehlen jeden Kunstsinnes zu konstatieren, so sah sie jetzt doch erst vollständig klar, wie verschieden ihre Ansichten waren. Ein schauerndes Bild aus ihren Augen flog über die gräßliche, bunte Blumentapete. Saß Franz wirklich nicht, wie häßlich die war? Es erschien ihr unfahbar. Jedemfalls wollte sie versuchen, seinen Geschmack zu bilden. Er mußte einsehen lernen, wie unvollständig eine harmonisch schöne Zimmereinrichtung auf den Geist des Menschen wirkt.

Franz beobachtete sie unbehaglich von der Seite. Ihr blaßes, ernstes Gesicht gefiel ihm nicht. Er nahm sie in seine Arme und küßte sie. „Wißt Du unter erstes Alleinsein in unserem neuen Heim vertragen, Maus?“

Sie sah ihn an mit bangen Augen. „Ich tröste mich, Franz.“

„Warum bist Du dann so still?“

„Ich dachte daran, wie viel wir noch gegenseitig von einander lernen müssen, bis wir uns richtig verstehen.“

Er lächelte. „So ist es recht, Maus. Wenn Du das einsehest und den guten Willen hast, dann wirst Du Dich bald zurechtfinden. Ich verpöchte Dir auch, nachsichtig zu sein, bis Du eine tüchtige kleine Hausfrau geworden bist.“

Es lag sehr viel von seines Vaters selbstgefälliger Art in dem Tone, in welchem er das aussprach. Hella sah daraus, wie falsch er sie verstanden hatte, verriet es aber, jetzt die Angelegenheit weiter zu führen. Mit einem leisen Seufzer machte sie sich los von ihm los und begann ihre Toilette etwas aufzukümmern. Die halbe Stunde war fast um.

Schnell entfernte sie vom Gesicht und Händen den Reifstaub, ordnete das Haar ein wenig und band einen frischen Leinentrauer um das Halsbündchen ihres Reisesleides. Dann war sie fertig.

Franz sah nach der Uhr. „Es ist Zeit, Hella. Vater hält streng auf Pünktlichkeit.“

„Ich bin bereit, Franz. Erst sage mir aber schnell noch eines. Hat jenes Mädchen — Elsa heißt sie wohl — das geringste Recht auf Dich gehabt? Ich meine, hast Du ihr Veranlassung gegeben, daß sie sich auf eine Verbindung mit Dir Hoffnungen machte?“

Er küßte sie lachend. „Eifersüchtig — Närdschen? Sei unbesorgt, ich habe mich nie um sie gekümmert. Troghem sie mir noch immer schöne Augen macht, brauchst Du sie nicht zu fürchten. So lang Du vergnügt und so süß und reizend bist, wie bisher, wird Dir keine Elsa gefährlich.“

Nicht aus Eifersucht entsprang meine Frage. Es wäre mir nur schredlich gewesen, einer anderen ihr Glück gekostet zu haben.“

„Ach, geh, sei nicht sentimental! Elsa Kleefeld wird nicht an getropchen Herzen sterben, dazu ist sie viel zu wohlgenährt. Blag Dich und mich nicht mit solchen Unfinn. Ich will eine süße, lustige Frau haben, die mir das Leben angenehm macht, und keine Kopfhängerin, die über alles nachgrübelt, was nicht anders sein kann. Komm, gib mir schnell noch einen Kuss — und dann hinunter! Und nicht wahr, Du läßt Dir unten nichts merken, daß Dir hier etwas nicht gefällt?“

„Wenn Du es wünschest, werde ich darüber schweigen.“

schend: „Nun, liebe Helene, wie gefällt Ihnen Ihr neues Heim?“

„Sie haben sich viele Mühe gegeben, Mama“, antwortete die junge Frau ausweichend.

„Das macht nichts, ich arbeite gern. Hoffentlich hatten Sie in allem gut Ordnung, damit meine Diensthöfen nicht zu viele Zeit für Ihre Wohnung verwenden müssen.“

Hella sah sie erstaunt an. „Sie haben doch gewiß ein Mädchen für mich engagiert, wie ich Sie in meinem letzten Briefe bat?“

„Nein, das habe ich nicht gethan. Die Wohnung ist bisher stets mit von meinen Diensthöfen in Ordnung gehalten worden, und daran wird nichts geändert werden. Wenn ich ein neues Mädchen gemietet hätte, so wäre das eine unnütze Ausgabe gewesen und für mich eine neue Mühe, bis ich sie angelernt hätte.“

„Natürlich hätte ich das selbst gethan.“

Frau Emilie machte ein unglaublich geringschätziges Gesicht. „Das Experiment wäre mir wohl kaum zu Dante auszufallen.“

„Aber das geht doch gar nicht, liebe Mama. Ich muß doch in meinem Haushalt eine Bedienung haben.“

„Wozu denn? Die Zimmer werden pünktlich von meinen Diensthöfen gesäubert werden.“

„Aber in der Küche muß ich doch jemand zur Hand haben, der mir Wege besorgt, Gemüse putzt und Geschirre abwäscht. Kochen will ich gern allein, das schrieb ich Ihnen ja schon, aber es giebt außerdem noch manches für den täglichen Tisch zu besorgen.“

Frau Emilie verzog ihr Gesicht zu einer Art spöttischen Lächeln. „All dieses nicht nötig, Helene. Sie theilen Selbstreue Ihre Mahlzeiten mit uns. So wie in einem Hause wohnen, wäre es doch Unfinn, einen getrennten Haushalt zu führen.“

Hella machte ein bestürztes Gesicht und sah zu ihrem Manne hinüber. „Wußtest Du um diese Einrichtung, Franz?“

„Er machte ein verlegenes Gesicht. „Natürlich, Hella. Sprach ich Dir nicht davon?“

„Nein — ich hätte Dich sonst gebeten, Deiner Mutter zu sagen, daß ich darauf nicht eingehen würde.“

(Fortsetzung folgt.)

Indische Fürsten.

Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß Indien der tollbarste Götterkain in der Krone Englands noch heute nicht weniger als 631 selbstständige Fürsten zählt. Diese herrschen über eine Bevölkerung von etwa 65 Mill. Seelen. Es sind die von diesen Fürsten beherrschten Staaten, die einheimischen Staaten, wie sie der Engländer nennt, von durchaus verschiedener Größe. Ihre Stellung zur englischen Krone ist genau geregelt, wie ja die ganze englische Verwaltung und das Regierungssystem über Indien bis in die kleinste Einzelheit Gegenstand der Verwaltungsgesetzgebung geworden ist.

Was die einheimischen Fürsten angeht, so sind viele von ihnen nicht nur ungemein reich, sondern auch hoch gebildet. In internationaler Beziehung sind alle diese Rajahs englische Würdenträger, Offiziere der Krone, denen die britische Regierung unter Bedingungen und unter einer Form, die nur sie allein angeht, die innere Verwaltung ihres eigenen Gebietes anvertraut hat. Die Fürsten Indiens sind also nicht das, was man internationale Persönlichkeiten nennt, sie können keine politischen Beziehungen mit einer fremden Macht unterhalten, weder Krieg erklären, noch Anleihen bei einer fremden Macht abschließen, noch Krieg führen. Da ein mehr oder weniger großer Theil der Verwaltung und der Regierung jedes Staates den einheimischen Fürsten genommen ist, so hat England für gewisse Fälle die Kontrolle der Thätigkeit des Rajah u. seiner Minister vorbehalten. England unterhält bei jedem Rajah oder einer Gruppe Rajahs einen Repräsentanten, der den Namen politischer Agent führt. Die meisten von diesen Agenten verwalten britische Gebiete, die den einheimischen Staaten, die sie überwachen sollen benachbart sind. In gewissen Angelegenheiten kann kein politischer Agent, so hoch er im Range auch stehen mag, ohne die Befehle des Vizekönigs Entscheidung treffen, besonders nicht in Fragen der Nachfolge, der Absetzung, der Investitur, des Abschlusses von Verträgen, der Betwendung britischer Streitkräfte, in Jensionsangelegenheiten oder bezüglich des Austausches von Gebieten. Von diesen Fällen abgesehen, ist die Macht der Agenten sehr verschieden nach ihrem Range, der Stellung des Staates, bei dem sie atredirekt sind. In den Präsidentenschaften von Madras und Bombay sind die einheimischen Fürsten verpflichtet, den ihnen von den Reagenten angebotenen Rathschlägen die höchste Beachtung zu schenken. Dieser kontrolirt das einheimische Ministerium, überwacht die Ausübung der Justiz, gibt oder verweigert seine Einwilligung allen governmentalen Akten. Bei den Großfürsten des Punjab, Dehan oder Radschputana ist die Rolle des politischen Agenten eine ganz andere. Er ist der Repräsentant der englischen Interessen bei einem Fürsten, dessen innere Souveränität bedeutungsvoll ist. Der Agent muß sich also bemühen, bei ihm die Gefühle der Loyalität gegen England und der Pflicht gegen

über seinen eigenen Unterthanen zu erkalten. Er muß auf die Rechte der Krone und der englischen Souveränität achten, hierauf beschränkt sich seine Mission. Die politischen Offiziere (auch Residenten genannt) haben einen äußerst beschwerlichen Dienst. Auf Vorstellungen erhalten sie von den Fürsten und ihren Beamten die bürokratischen Zusicherungen, aber die Ausführung unterbleibt, und geht der Agent der Sache nach, so hat er ein Netz der Intrigen zu zerschlagen, um hinter die Wahrheit zu kommen. Der Agent soll sich von allen vorläufigen persönlichen Anschauungen verschaffen; der Zutritt wird ihm aber erschwert; und hat er endlich ein genaues Bild aller entgegenwirkenden Interessen gewonnen, dann muß er, um in der Hauptsache voranzukommen, dem Theil der Bevölkerung einseitiger zu Liebe in Rebendungen nachgeben. Die Schwierigkeiten werden durch seinen Einfluß zu einem beträchtlichen Posten zu gelangen, die Bevölkerung sieht in ihm einen Beschützer gegen Bedrückungen; an Audienztagen ist er die ganze Zeit über belagert von Bittstellern. Er lernt unglückliches Elend und die größte Verworfenheit kennen; er möchte gern abhelfen, aber er darf nicht zu weit gehen in seinen Empfehlungen und Vorstellungen, um den Hof nicht gegen sich einzunehmen. Die Verantwortung steigt in Zeiten der Aris; der Agent ist für den ersten Anprall auf seinen eigenen Laft angewiesen. Die Fürsten sehen die Agenten mit Mißtrauen an ihren Höfen; erfolgt aber ein Aufstand, dann sind sie die ersten, die nach ihnen schiefen und die Artikel in den bestehenden Verträgen anrufen, die den Fürsten bei inneren Unruhen die englisch-indische Militärmacht zur Verfügung stellen.

Nun in äussersten Fällen intervenirt England in Angelegenheiten seiner Großfürsten. Stets weigert es sich, Klagen von Unterthanen gegen ihre Fürsten Gehör zu schenken. Im Falle des Aufstandes stellt es diesen Truppen zur Verfügung. Ist ein Rajah mißnorm oder krank oder irrsinnig, so regiert der Resident oder läßt den Staat durch eine einheimische Kommission regieren, aber nur, so lange die Unfähigkeit andauert. Nur wenn der Fürst seine Vasallenpflichten verrät, sich durch ein Verbrechen oder eine unglückliche Tyrannie unmöglich macht, setzt ihn England ab; aber stets und sofort ersetzt es ihn durch einen seiner Verwandten, nachdem es den Rath der benachbarten Maharajahs eingeholt hat. Die Großfürsten Indiens erfreuen sich einer fast völligen Freiheit. Sie sind deshalb auch der englischen Regierung zugethan, die ihnen ja den Stolz und Pomp der Macht läßt, während sie ihnen die Verantwortlichkeit nimmt. Die britische Regierung verschwendet an diese orientalischen Fürsten Auszeichnungen aller Art. Jeder Maharajah wird Seine Hoheit genannt, er wird durch eine bestimmte Anzahl von Kanonenschüssen begrüßt, die nach dem Alter des Hauses, seiner Macht und den geleisteten Diensten verschieden sind. Einige haben das Recht erhalten, sich der Pfauenfeder zu bedienen und goldener Steigbügel. Zwei Orden sind geschaffen worden: Der Stern Indiens und Der Orden des Reiches, die an die Fürsten, ihre Minister und die hohen englischen Würdenträger verliehen werden können. Die Inhaber haben das Recht auf den englischen Titel Sir.

England, das gegen 15 Millionen an Tribut von seinen indischen Vasallen bezieht, thut im Grunde wenig, solchen Zuständen ein Ende zu machen. Seine Rathschläge und Ermahnungen fruchten nichts gegenüber der Energiehaftigkeit der Fürsten. Andererseits hütet es sich, scharfe Maßregeln gegen seine Vasallen zu ergreifen. So lange die Fürsten ihren Tribut bezahlen und nicht Verdorungen eingehen, glaubt es keinen Grund zu einem gewaltsamen Einschreiten zu haben, das allerdings sehr leicht alle Anstrengungen vernichten könnte, die es seit 1858 angewendet hat, um sich die Treue der Rajahs zu erwerben und zu sichern für den möglichen Fall einer von außen kommenden Gefahr. Dr. J. Wiese.

Ein Farmer kam in die Bank um eine Einlage zu begeben, die er vor mehreren Wochen gemacht. Das Geld wurde ihm ausbezahlt. Sorgfältig musterte er die Scheine, schüttelte den Kopf und sagte zum Kassendamen: „Junger Mann, Hamburg liebe ich nicht; das sind nicht die gleichen Scheine, die ich begehrt habe.“

Als der verstorbene Oberichter Lord Russell von England noch als junger Anwalt im Gericht praktizierte, wohnte er einmal einer Verhandlung bei, in der ein Mann wegen Bigamie prozessiert wurde. Ein anderer, eben so junger Anwalt lehnte sich zu ihm herüber und flüsterte ihm ins Ohr: „Russel, was ist denn eigentlich die äußerste Strafe für Bigamie?“

„Zwei Schwiegermütter“, antwortete prompt der spätere Eherichter.

Wer nach großen Zielen fahren will, muß ruhig am Steuer sitzen können.

In Texas soll ein aus versteinerten Fischen bestehender Berg gefunden worden sein. Gibt es denn keine See-Schlange mehr?